Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 30

Artikel: Vorhang runter! [Fortsetzung]

Autor: Stefani, Ole

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645453

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Copyright by Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

Loni war gerade in eine kleine Seitenstraße abgebogen, als es hinter ihr: „Grüß Gott!“ sagte.

Sie bekam einen Schrecken. Der Mann, der da auftauchte, sah nicht vertrauenerweckend aus. Die Gartenstraße lag ganz leer. Sie drückte ängstlich ihre Tasche an sich. „Was wollen Sie?“

„Ham S' nur kei' Angst, Fräulein!“ sagte der fremde Mann in breiter süddeutscher Mundart und grinste, „Aber diesmal sin Sie's scho' selber, net? — Gell ... Sie sin Fräulein Loni Erlacher?“

„Ja —“, sagte Loni verdutzt und sah ihn noch immer ängstlich an.

„Ich wart ja scho' so lang auf Sie!“ Er sah sich rasch um. „Da hab' ich vor einer halben Stund' eine junge Dame ang'redet, weil die aus Ihrem Haus rauskommen is. Es war aber die falsche! — Ich bin grad froh, daß ich Sie erwischt hab'!“

Loni fing an, schneller zu gehen.

„Aber so warten S' doch!“ rief der Mann eifrig. Er hielt gleichen Schritt mit ihr. „Sie werden sich doch net vor mir fürchten.“

Durch die Büsche eines Eckgartens schimmerte ein größerer Platz und auf der Fortsetzung der Allee, nach dem Roseneck zu, sah Loni einen Sipo, der sich gemächlich entfernte. Sie konnte ihn leicht einholen. Sie fing an zu rennen.

„Alsdann — auf Wiederseh'n, Fräulein!“ sagte es hinter ihr. „Soll ich Ihren Bruder grüßen?“

Zuerst überhörte sie es in ihrer Angst. Als ihr der Sinn des Gehörten klar wurde, stockte ihr Fuß. Sie blieb stehen und sah sich schneller atmend nach dem Mann um.

Der kam ihr ohne Eile nach.

„Wo ist mein Bruder?“

Der Mann winkte ab. „Er will Sie seh'n!“

„Wo ist er?“ Sie schrie ihn an.

„Woll'n Sie mit mir kommen?“

Loni biß die Zähne aufeinander. „Mit Ihnen ...? Wohin denn?“

„No ja, es is scho' ziemlich weit!“ sagte er und sah sich wieder um. „Es is so spät g'worden, weil ich Sie nicht eher erwischt hab'. Wir werden ein Taxerl nehmen müssen. — Oh ... ich zahl's selber, ich hab' Geld!“ setzte er, ihren Blick mißverstehend, hinzu.

„Was denn? Ich soll mit Ihnen fahren — und Sie wollen mir gar nicht sagen wohin? — Das ist doch ein bißchen — merkwürdig, nicht wahr?“

„Ja —“ sagte der Mann gleichmütig. „Es ist aber so.“

Sie überlegte einen Augenblick — dachte an ihren Chef, an Peter, an Froggy. Der Sipo entfernte sich immer mehr. „Schön!“ sagte sie. „Aber erst gehen wir zur nächsten Telephonzelle!“

„Ja, des gibt's net!“ sagte der Mann. „Dann also — auf Wiederseh'n, Fräulein!“ Er drehte sich um.

„Ja — was denken Sie sich eigentlich. Ich kenn' Sie doch gar nicht!“

Der Mann blieb stehen. — „Schau'n S', Fräulein!“ er sagte es vertraulich. „Wenn ich g'wollt hätt', daß andere Leut' davon erfahren, hätt' ich Sie ja direkt in Ihrer Villa aufsuchen können, net wahr? ... Aber Ihr Bruder will halt, daß Sie allein kommen und daß kein Mensch was weiß davon! — Ich kann da gar nix machen, gell?“

Loni sah in sein Gesicht. Sie war jetzt ruhiger und gewahrte den gutmütigen Ausdruck seiner Augen. Sie zögerte.

„Also —“, sagte der Mann mit einer abschließenden Handbewegung. „Wenn Sie's net woll'n —?“

Ihr Verlangen, etwas über Rudolf zu erfahren, siegte über alle Bedenken. „Los — kommen Sie!“ sagte sie entschlossen und wandte die Augen von seiner etwas zweifelhaften Erscheinung ab. „Drüben über'm Platz stehen die Taxis!“

15.

Die beiden Vettern Kling saßen an einem kleinen Tischchen vor dem Kranzler und sahen in das Getriebe der belebtesten Straßenkreuzung Berlins. Es war die Stunde des stärksten Verkehrs. Die Ampeln wechselten regelmäßig ihr Licht, am lautesten brummten die Omnibuswagen, wenn sie von der Haltestelle abfuhren. Das Fluten der Fußgänger und der Gefährte verursachte ein ständiges unbestimmtes Geräusch.

Peter erzählte dem Assessor von Daisy Joyce. „Also kurz: wie findest du sie?“ fragte der.

„Bildhübsch!“ sagte Peter wieder — und nichts weiter.

Der „korrekte Vetter“ war ziemlich niedergeschlagen. „Es ist eigentlich unausdenkbar!“ sagte er und sprach ein bißchen durch die Nase, wie immer, wenn er melancholisch war und nicht auf sich achtete. „Unausdenkbar, daß man so gar nichts von Rudolf Erlacher hört. Drei Tage sind nun schon vergangen. Drei Tage — und keine Spur. Man sollte doch meinen, bei einem Apparat, der so präzis funktioniert wie der uns zur Verfügung stehende ...“

Da sprang er so heftig auf, daß die Gläser klapperten und die Gäste des dicht daneben gedrängten Tischchens „Hilfe“ rufen wollten.

„Was hast du?“ schrie Peter erschrocken. Sein Blick folgte dem des Assessors und erstarrte.

Ueber die gerade freigewordene Straßenkreuzung sauste eine Kraftdroschke. Im offenen Wagen saß Loni und unterhielt sich lebhaft mit einem etwas defekten Individuum unter einer vergilbten Sportmütze.

„Großer Gott!“ sagte Peter atemlos.

Während sie noch dem in Richtung Alexanderplatz fahrenden Wagen nachstarrten, kamen andere in ihr Blickfeld. Und daß ihnen im Strom der Gefährte gerade eines besonders auffiel, lag daran, daß der Insasse von schwarzer Hautfarbe war und daß er halbaufgerichtet im Wagen stand und dem Chauffeur Weisungen gab, während er scharf nach Lonis Wagen vor spähte.

„Froggy!“ stieß Peter hervor. „Wir müssen nach!“

Verstört meinte der Assessor: „Der Vorsprung ist zu groß. Ehe wir so weit sind —!“

„Ich zahle morgen!" brüllte Peter und stülpte seinen Hut auf und riß den korrekten Vetter mit sich.

Und dabei übersahen sie etwas: ein kleiner Privatwagen schoß gerade noch mit dem gelben Licht über die Kreuzung. Der einzige Insasse hatte die beiden Herren vor dem Kranzler gesehen und senkte sein Gesicht tief auf das Steuer. Der Wagen sauste den beiden anderen nach und war schon beim Zeughaus, ehe sich der Insasse dazu entschließen konnte, den Kopf zu heben. —

Es war irgendwo draußen in Marienfelde, als Lonis Begleiter das Taxi halten ließ. Sie waren nicht den geraden Weg gefahren. Sie hatten einen großen Bogen gemacht. Loni schien es, als hätte ihr Führer Angst vor Verfolgung.

Er ließ es nicht zu, daß sie bezahlte. Das wäre aber mal eine gute Fuhre, sagte der Chauffeur und freute sich.

Dann gingen sie an den letzten Wohnhäusern der Stadt vorbei in ein Gelände mit kleinen Fabriken und Werkstätten und schritten schließlich seitwärts durch Laubenkolonien dahin. Auf einmal gingen alle Straßenlaternen an. Da merkte Loni erst, daß es anfing, dunkel zu werden.

Sie hatte kein bißchen Furcht — obwohl die Gegend immer einsamer wurde. Nicht nur, daß der Fremde neben ihr ein Landsmann war — sie hatte — zu Recht oder nicht — Vertrauen zu ihm.

„Er mag ein schwerer Junge sein", dachte sie abschätzend und ohne jede Scheu. „Interessant, ihn außerberuflich kennen zu lernen!" Und sie fragte ihn allerhand. Er war auch ganz gesprächig — nur wenn die Rede auf Rudolf kam, kniff er ein Auge zu und sagte: „Sie wern scho sehn, Fräulein!"

Schließlich kamen sie zu einer verwahrlosten Gartenwirtschaft, die ziemlich einsam dalag.

„Warten S' hier — vasteh'n S'?" sagte der Bayer, als sie vor dem Zaun standen, und spähte zu den Gebäuden hinüber. „I bin glei wieder da!" Er ging durch die Eingangstür, über der das Wort „Bierhalle" stand.

Loni sah sich um. Auf der anderen Seite der Straße war grasiges, mit Schutt bedecktes Abbruchgelände. Das letzte bewohnte Haus lag ein gutes Stück weiter hinter staubigen Gartenparzellen. Da spielten ein paar Kinder in der Dämmerung. Auf der anderen Seite, weit hinter den Feldern, stand ein niederes, dunkles Fabrikgebäude. Nur eine trübe, grünliche Lampe glimmte hinter einem Fenster. Irgendwoher kamen abgerissene Klavierklänge und in einiger Entfernung surrte der Motor eines näherkommenden Autos.

Sie wurde gerufen. „Kommen S', Fräulein!" Der Bayer stand in der dunklen Tür. Sie folgte ihm und ihr Herz fing an zu klopfen. Zuerst kamen sie durch den Schankraum. Er war schmutzig und ein säuerlicher Geruch lag in der Luft. Eine alte, fette Frau saß stumpfsinnig hinter der Theke, eine Hand auf dem Bauch, die andere unter dem Kinn. Sie schenkte Loni keine Beachtung und erwiderte ihren Gruß nicht.

„Hier!" sagte der Mann halblaut und stieß die Tür zum Gang auf. Er ließ sie vorangehen. Der Gang war fast ganz dunkel. Sie wandte sich der linken Seite zu, wo der Gang auf ein offenstehendes Fenster zulief.

„Nein — rechts, Fräulein!" flüsterte ihr Führer. „Die Tür dort!"

Sie wußte nicht, warum er so leise sprach. Unwillkürlich ging sie auf den Zehenspitzen zu der Tür, die dem Fenster entgegengesetzt war. Unterwegs merkte sie, daß die Klavierklänge, die sie draußen gehört hatte, aus diesem Zimmer kamen.

Sie tastete nach der Klinke und öffnete die Tür.

Fast hätte sie aufgeschrien. An der Wand, vor dem Klavier, saß im Halbdunkel eine Gestalt, in der sie Rudolf erkannte.

16.

Die beiden Vettern Kling hatten einen tollkühnen Versuch unternommen, Loni und Froggy in einem Taxi zu verfolgen. Er scheiterte jämmerlich in den kleinen Straßen hinter dem Schloß, vor den prompt aufleuchtenden Stop-Signalen der Ampeln zu ihren Häuptern und angesichts der konfliktdrohenden Miene eines reizenden, jungen, aber nichtsdestoweniger unerbittlichen Verkehrspolizisten.

Peter verbrachte eine unselige Stunde damit, ein paar Telephonautomaten zu ruinieren, bis er sich zu dem Entschluß durchgerungen hatte, selbst nach dem Grunewald hinauszufahren und in der Erlacher-Villa Lonis und Froggys Rückkehr abzuwarten.

Das Dienstmädchen brachte ihm illustrierte Zeitschriften. Er fand die Bilder uninteressant zusammengestellt und die Texte geradezu idiotisch. Er rauchte unzählige Zigaretten, ärgerte sich über eine welke Kaktee, zerbrach eine Porzellanvase und brütete unglücklich über Kreuzworträtseln.

Der Assessor war inzwischen in der Stadt herumgesaust und fuhr schließlich nach dem Alexanderplatz — in der Hoffnung, es könnte im Präsidium eine Meldung über den Verbleib Erlachers eingetroffen sein.

An der Ecke des großen Gebäudes entging er mit knapper Not einem Zusammenstoß mit einem Sportswagen, der im Rekordtempo aus einer Nebenstraße herausgeschossen kam.

Der Chauffeur fluchte wie ein Besessener. Und dann erkannte der Assessor zu seiner Ueberraschung in dem Lenker des Sportwagens niemand anderen als den Rittmeister Winternitz aus Bärnburg.

„Nanu!" rief er erstaunt. „Wo kommen Sie denn her, Herr Rittmeister? — Wen suchen Sie denn im Polizeipräsidium?"

„Den Assessor Kling!" sagte der Rittmeister. Er zog lächelnd seine Lederkappe ab. „Man sagte mir im Hotel, daß ich Sie wahrscheinlich hier antreffen würde. Ein Glück, daß ich Sie hier noch erwischt habe."

„Glück ist das richtige Wort!" meinte der Assessor, abwechselnd den wie durch ein Wunder heilgebliebenen Kotflügel seines Wagens und das wütende Gesicht seines Chauffeurs betrachtend. Und während er zahlte und es sich nicht auf ein größeres Trinkgeld ankommen ließ, dachte er ein langgezogenes und ausdrucksvolles: „Na —?" Und er war sehr gespannt, zu erfahren, was Winternitz von ihm wollte.

Er ließ sich ein leerstehendes Bureauzimmer geben und bestellte zu trinken.

Als sie allein waren, druckste der Rittmeister nicht lange herum. „Mein Gott —!" sagte er und knipste die Spitze seiner Zigarre ab. „Vielleicht ist das, was ich Ihnen zu sagen habe, gar nicht mal so interessant für Sie. Nehmen Sie es, wie Sie wollen — vielleicht als Erklärung für mein reserviertes Benehmen gestern abend Ihnen gegenüber!"

Der Assessor machte eine verständnislose, gleichwohl verbindliche Verneigung.

„Mißverstehen Sie mich nicht!" sagte Winternitz — um einen Grad nervöser. „Ich glaube nicht, eine Entschuldigung nötig zu haben. Aber mir war gestern — offen gestanden — das Motiv Ihres ... Verhörs ein wenig schleierhaft. Inzwischen aber ... habe ich mir Gedanken gemacht."

„Worüber — wenn ich fragen darf?"

Der Rittmeister sah kurz auf. „Ueber Kestners Unfall!" sagte er schließlich.

Der Assessor lehnte sich zurück und antwortete nicht.

„Sie verzeihen, daß ich frage!" fing Winternitz an. „Sie sind Ihrerseits doch wohl fest überzeugt davon, daß mein Freund Kestner infolge eines bedauerlichen Unfalls sein Leben verlor?"

An der Wand hing eine Tabelle, anwachsende Kurve der Trunkenheitsexzesse im Bereich Groß-Berlin — oder etwas dieser Art. Der Rittmeister kniff seine Augen zu und bemühte sich, während er die Frage stellte, die Inschrift unter der graphischen Darstellung zu entziffern.

Der Assessor durchschaute ihn, mußte lächeln, spannte sein Gesicht und sagte scharf: „Natürlich!"

Der Rittmeister fuhr herum.

„Natürlich! — Ich bin fest überzeugt davon! — Sie etwa nicht?"

Sie saßen beide leicht vorgeneigt und sahen sich in die Augen.

Der Rittmeister blinzelte zuerst. Das heißt, ihm kam Rauch in die Kehle. Er hustete und legte die Zigarre weg. Als er sprach, war offenbar, daß er seine Worte sehr genau wählte.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Assessor!" sagte er mit belegter Stimme. „Und ich denke, wir lassen das Thema. Ich habe auch keine andere Antwort von Ihnen erwartet. Trotzdem hoffe ich, Sie werden mich nicht inkonsequent schelten, aber mir erscheint Ihr Interesse an meinem Eindringen in das Bärnburger Residenzschloß an jenem Unglücksabend in jeder Weise legitimiert. Und darum scheue ich mich auch nicht, Ihnen heute die von Ihnen erbetene Aufklärung zu geben."

Er stand rasch auf und ging nervös zur Wand.

„Bitte?" machte Dr. Kling überrascht.

„Nichts —" Der Rittmeister rückte an der Papptafel. „Die Tabelle hängt schief. — Also hören Sie!"

Er blieb an einem Schrank gelehnt stehen. Die Hände in den Jackettaschen, die breite Brust vorgewölbt, den Unterkiefer etwas vorgeschoben, erzählte er fließend und überlegt. Der Assessor hörte mit gesenktem Kopf zu, die Augen im Schatten des Lampenschirms verborgen.

„— Es war an jenem Abend Schlag acht Uhr — ich befand mich in meiner Wohnung — als plötzlich das Telephon klingelte. Als ich mich meldete, erkannte ich Kestners Stimme. Sie schien mir ungewöhnlich erregt. Ohne weitere Erläuterungen bat er mich, unter Hinweis auf unsere Regimentskameradschaft, ihm in einer Ehrenangelegenheit zu sekundieren. Ich war vollkommen baff, sagte selbstverständlich zu. Er dankte und forderte mich auf, sofort ins Theater zu kommen. Dort möge ich ihn in der Loge abholen, wo er mir weitere Erklärungen geben würde. Ehe ich noch etwas bemerken konnte, hing er ab. Ich zog mich um und ging ins Theater. Ich klopfte an die Logentür, er kam sogleich heraus. Er sagte: ‚Bitte, entschuldigen Sie mich noch ein paar Minuten. Ich habe mir die Sache anders überlegt. Eine Unterredung, die mir in diesem Augenblick bevorsteht, wird die Entscheidung bringen. Ich erwarte Sie in einer Viertelstunde in der Diele des Schlosses. Bitte, seien Sie so liebenswürdig, so lange hier zu warten!' — Er war nervös, fast verwirrt, als er den Schloßgang betrat. Ich fragte nichts. Als er fort war, lief ich im Foyer herum, stand am Büffet — und als eine Viertelstunde vergangen war, ließ ich mir die Gangtür öffnen und ging in die Diele hinüber. Es war aber alles dunkel, der Intendant war noch nicht da. Ich nahm an, er sei in seinem Arbeitszimmer. Aber als ich ein paar Stufen der Treppe erstiegen hatte, konnte ich sehen, daß die Tür des Arbeitszimmers offen stand und der Raum selber gleichfalls im Dunkel lag. So ging ich wieder die Treppe hinunter und stellte mich unten ans Fenster. Als die Pause aus war, glaubte ich nicht länger warten zu müssen. Es war mir auch unangenehm, da in der Diele rumzustehen. Ich glaubte im Sinne des Barons zu handeln, wenn ich wieder ins Theater hinüberging. Es gelang mir, noch einen Parkettplatz zu bekommen und ich verständigte den Billetteur für den Fall, daß Kestner nach mir fragen würde."

Winternitz schloß seinen Bericht: „Das ist alles, was geschehen ist — und gleichzeitig alles, was ich weiß!" —

Eine Pause entstand.

Schließlich räusperte sich der Assessor. „Ich bin Ihnen sehr dankbar für ihre Mitteilung, Herr Rittmeister! — Sie ist zweifellos von großer Wichtigkeit für uns, zumal für den Fall —"

Er sagte nichts weiter und der Rittmeister wollte wohl auch nichts weiter hören, denn er rückte wieder die Papptafel zurecht und hielt dabei den Kopf schief.

Dann verabschiedeten sich die beiden Herren mit ausgesuchter Höflichkeit voneinander.

(Fortsetzung folgt.)

Warum ist Mitfreude so selten?

Das Mitfreuen ist viel schwerer als das Mitleiden. Es ist traurig, daß es im allgemeinen so ist. Aber dafür sprechen Erfahrungen, die wir an andern und — uns selber machen, wenn wir ehrlich sind.

Nur Mütter kennen immer und unbedingt ein herzliches Mitfreuen. Was ihren Kindern an Glück begegnet, an Erfolg gelingt, das ist ihre Freude, ihr Stolz.

Ganz wenige, von Herzen vornehme Menschen gibt es, die Mitfreude empfinden können; auch dann, wenn die Sonne dem andern leuchtender schien, als ihnen; auch dann, wenn der andere mehr gütige Hände fand, die Wolken wegzudrängen, als sie selber.

Es gehört ein ausgeglichener Charakter zur Mitfreude. Wir haben alle ein Glücksstreben. Wir haben es zunächst größer, als wir es je erreichen werden. Das gilt von der Ehe, vom Beruf, vom Leben überhaupt. Wer dieses Glücksstreben nicht hätte, ist ein armes Menschenkind. Wir brauchen ja gar keine Enttäuschungen zu erleben, wenn nicht alles wahr wird, was wir erwünschten. Die Jahre selbst kühlen das Herz; erwärmen den Verstand. Dann ist ein Angleichen von Wunsch und Wirklichkeit möglich.

Nun gibt es aber Menschen, die viel erreichen von dem, was sie erstrebten und andere, denen das Leben Steine in den Weg wirft.

Ein gutes Wollen ist da, ein ernstes Können, aber kein Glück. Vielleicht fehlt der Sinn für das Erfassen der entscheidenden Minute. Vielleicht fehlt eine gefällige, persönliche Note, die immer wieder, weil wir Menschen sind, einen stärkeren Widerhall findet.

Ist es da nicht zu verstehen, daß das Mitfreuen am Glück der Glücklicheren etwas ungeheuer Schwieriges ist?

Nur wenige, harte Menschen werden ohne Mitleid sein. Und wenn dies Mitleid nur ein kleines ist, das an der Oberfläche bleibt, das aus Höflichkeit ein gutes Wort findet.

Das Mitleid schaut auf Dinge und Menschen, die unter dem eigenen Erleben liegen. Die Mitfreude aber soll an einem Leuchten Wohlgefallen haben, das einem andern gilt.

Schwer ist das, wenn der eigene Weg dunkel ist. Und diejenigen sollen es verstehen, denen ein gütiges Geschick Sterne streut.

Wir sehen es an unseren Kindern, wie schwer das Leben wird, wenn sie spüren, daß des Lebens Güter nicht gleich verteilt sind. Kinder haben noch kein ausgeprägtes Taktgefühl; ihre Ehrlichkeit ist urwüchsig; ihr Bestreben, etwas zu gelten, recht groß. Da erzählt so ein Junge: „Wir fahren im Sommer alle an die See." Und das andere Kind kommt traurig heim. Mitfreuen? Das vom Kind verlangen, hieße Uebermenschliches verlangen. Eine Mutter kann hier nur trösten, und die Hoffnung aussprechen für später.

Mitfreude ist höchste Tugend. Aber wenige Menschen erreichen mit ihrem Menschentum diese höchsten Grade. Darum sollen die Glücklichen, denen das Leben die Sterne streut,